

Nacht-Schlachtflug an der Aisne.

Skizze von Oberst. Krab.

Die Nacht ist dunkel. Raun kann man die Umrisse der nächsten Gegenstände erkennen. Von Zeit zu Zeit schauern Regenböden vorüber, naß und kalt. Und bei diesem Hundewetter soll geflogen werden? Ausgeschlossen! Alles hat keine Grenzen, auch Schiffe fahren nicht bei Sturm aus. — In diesem unermesslichen Meer der Finsternis würde man umherirren, wie ein abgerissenes Blatt, gepfeift von allen bösen Geistern der Nacht, vom Leben der Erde abgetrennt, und nur Kompaß, Uhr und Höhenmesser würden eine schwankende Brücke schlagen zur Erde, die man in Vermeßlichkeit verlassen hätte und über die man jetzt mit einer wahrhaftigen Geschwindigkeit hinwegjagt. Nein, auch dem Flieger sind Grenzen gesetzt, die er nicht überschreiten darf, ohne an die Grenzen des Ewigen zu stoßen. —

Und doch! Ist's möglich? Auf dem weiten Plage regt es sich. Lote werden aufgerissen, und bei dem zitternden Schein von Laternen sieht man schwarze, gespenstische Gestalten große, riesige Bögel ins Freie zerren, die scheinbar nur verbroffen und widerstrebend folgen. Schwerfällig tappen die verummumten Gestalten der Flieger hinterdrein, teufelnd und mit vorgebeugtem Nacken sich durch den Sturm arbeitend. Sie rufen einander zu, kurze, abgerissene Worte, aber man hört es nicht, man sieht nur die Bewegungen ihrer Köpfe und Arme, der Wind verschlingt jeden Laut.

Da machen auch wir uns fertig. Der Hauptmann hat es gesagt: Gerade diese Nacht ist wichtig. Bedeutende Bewegungen gehen beim Gegner vor, und wir sollen sie führen. Gerade heute, wo er vor uns sicher zu sein glaubt. In diese Nacht wird er alles das, was das Licht der Tage geheim hat, zusammenpressen, morgen früh schon wird das Bild wieder wie un verändert sein. Da gibt kein Zögern. Auf der großen Straße, die wir schon so oft entlang geflogen, würden wir ihn treffen. Marschierende Infanterie-Regimenter, Lastkraftwagen-Kolonnen, Artillerie-Massen, Maschinengewehr-Abteilungen, Tanks: Ein ganzer, waffenstarrer Völlerschwarm würde da unterwegs sein, und wenn wir mit unseren Maschinengewehren und Wurfminen dahinein hauten, aus dem Nichts auftauchend, aus der Nacht, aus der Luft: Allerdings, die Wirkung würde vernichtend sein! —

Wie lockend ist diese Aufgabe! Und mit einem Male ist es uns, als ob alle Hindernisse, die wir vorhin noch gesehen, gar nicht beständen, als ob sie bloß wie Nebelwände aus dem Boden herausgewachsen seien, uns zu schrecken und zu irren, nun aber von dem heißen Atemzug des bevorstehenden Kampfes zerstäubt und zerstreut würden. Warm springt das Blut uns zum Herzen, vor unseren Augen treibt schon das Feuer der Schlacht.

Wir starten. Weit halt der Propeller aus und greift wirbelnd mit vertausendfachen Händen in das Dunkel. Wie an Bösen, so gleiten wir an den Lichtern des Plages vorbei. Schoner stampft der Motor, und unser schwantes Schiff schlingert und rollt in den regenenschwangeren Böden. Aber die Riesenkraft des Motors zieht es hindurch und reißt uns zur Höhe. Der Wind beginnt schon stetiger zu werden. 800 Meter. Wir kreisen über dem Plaz, lassen noch einmal die heimatischen Lichter unserm Herzen sich einbrennen, dann geht's nach Westen, zum Feind. —

Städte und Dörfer in nächstlichem Schlafe fliegen unter uns weg, ohne daß wir es sehen. Die Nacht hat alles mit einem schwarzen Mantel zugedeckt, aber aus Kompaß und Flugzeit schließen wir, wo wir sind. Und warm umhüllt uns das Gefühl, noch über deutschem Boden zu sein. Aber rastlos hämmert der Motor weiter und schleppt uns dem Feindesland zu. —

An der Front ist es ruhiger als sonst. Wir werden kaum beschossen. Soll das eine Finte sein? Will man uns weiter ins Land hereinlassen, um uns dort um so toller ins Feuer zu nehmen? Oder erwartet man uns heute nicht? Bei diesem Wetter... Wahrscheinlich sind sie schlafen gegangen, haben sich vor der schleichenden Finsternis in ihre Unterstände und Erdlöcher vertragen und hören uns gar nicht über sich hinwegbrausen. Um so besser für uns.

Wo sind wir nur? Wie ein feuchtes, schweißes und dunkles Gewölbe umschließt uns die Nacht, wie eine Kugel, durch die wir nicht hindurchschauen können. Jetzt mühten wir doch eigentlich die Aisne unter uns haben! Nein? Wir gehen mit gedroffelem Motor tiefer herunter und beugen uns weit über Bord. Gott sei Dank! Für einen Augenblick zerreißt die Wolkenbede über uns, und durch das dunstige Mondlicht schimmert die Aisne zu uns herauf. Und ein schwarzer, schmaler Strich teilt das matte Silber ihrer Fläche; das ist die Brücke, die Hüben und Drüben verbindet und die große Kunststraße über den Fluß leitet, der heute unser Auftrag gilt.

Wir sind am Ziel. Tiefer noch gleitet unser großer Vogel herab, um sicherer noch in die feindlichen Massen hineinzukippen. Jetzt marschieren, reiten, fahren sie da unten noch in ruhiger Sicherheit ihre Straße; aber nur wenige Augenblicke noch, dann wird ihr Verderben sie mit Keulen überfallen und mit Knütteln niederschlagen.

Die Leuchtprobe fällt und schwankt im Sturme hin und her. Ihr greller Schein läuft mitten über die Landstraße. Herrgott, und welche Massen sehen wir! Menschen, Pferde, Wagen, eine unendliche, lebende Kette triecht mit tausend Füßen unter uns dahin. Und dies ganze Leben wird jetzt erschauern unter dem Blicke des Gloghauges, das da aus der Luft unheimlich auf sie herabstarrt, wird wie gebannt des Schicksals harren, das wir ihm bereiten.

Wir sind ihnen verborgen. Geblendet von dem grellen Schein unserer Leuchtprobe können sie uns darüber nicht erkennen; aber furchtbar wird das Rauschen und Brüllen unserer Motoren in ihren Ohren widerhallen.

Denn wir sind ja nicht allein; ein ganzer Schwarm wird sich auf sie herabstürzen, wieder und wieder, bis sie vernichtet sind. Dieser nächtliche Handstreich birgt die Kräfte eines ganzen, großen Geschwaders in sich, und alle Raubvögel wollen sich an diesem Köder festbeißen und ihn verschlingen. Wir werden mit Menschenleben jonglieren, wie mit Puppen; wir wollen unsere Feinde zerhacken, wie Glas. —

Und jetzt geht es los! Im Sturzfluge sausen wir herab, 200, 100, 50 Meter, böse fängt das Maschinengewehr an zu besßen. Und dann die Mienen! Wie trunken taumeln sie auf ihre Beute herunter, plagen und springen, und ihre Scherben greifen mit langen, spitzen Fingern in heiße Menschenleiber hinein. So geht es weiter. Wir peitschen die große Straße entlang, nach Westen zu. Und das Grauen da unten fühlen wir förmlich zu uns emporschwellen. Die Menschen ducken sich, springen in die Gräben, sinken stamm hernieder; die Säule zerren mit verzerrten Augen in den Strängen, brechen aus und rasen in die Menschenmassen hinein. Die Wagen stürzen um, immer toller wird der Knäuel.

Das nimmt kein Ende. Wenn wir vorbeigejagt sind, stürzt der nächste auf sie herab, und dann der dritte, des vierte, die wilde Jagd hört gar nicht mehr auf. —

Das Leben zerbricht wie Rohr, und zu einer einzigen, großen Gräberstraße wandelt sich das Band des Weges. Gütig umhüllt die Dunkelheit dies Bild der Vernichtung. Auch wir sehen nichts mehr. Unsere Leuchtbomben sind alle abgeworfen und erloschen, unsere Munition ist erschossen, wie gefügigt halten die Maschinengewehre mit heißen Schländen still.

Wir kehren um. Unser Flugzeug, solange auf niedriger Höhe herabgedrückt, steigt wie befreit wieder empor, freudig klettert der Höhenmesser seine Leiterstufen herauf. Heimlich weist der Kompaß nach Osten, zum Flughafen. Hände sinken wir auf unserm Sitz zusammen und starren mit brennenden Augen in die Dunkelheit. Regenböden überhauern uns; zu langen, nassen Streifen gleiten die Tropfen an dem glatten Rumpf unseres Flugzeuges entlang. Wir achten es nicht. Es geht ja nach Hause. —

Neues aus aller Welt.

Fünfhig Mark für eine Fenster Scheibe. Die Glasmeister in Budapest sind jetzt auch unter die Kriegsgewinnler gegangen. Nur verdienen sie nicht direkt am Kriege, sondern nützen indirekt die Not der Kriegszeit aus. Vor einiger Zeit wütete über Budapest ein furchtbarer Sturmwind, der außerordentlich großen Sachschaden verursachte. U. a. wurden mehrere hundert Fensterscheiben zertrümmert. So war die schönste „Konjunktur“ gegeben. Der Massenbedarf an Fensterglas schraubte die Preise dafür sogleich auf eine schwindelnde Höhe und man war froh, wenn ein Glasmeister für 50 bis 60 Kronen eine einzige Scheibe einzusetzen sich bereit fand. Die Preise stiegen füglich bis auf 70 Kronen, also 56 %.

Wilson und der geheizte Lant. Der Präsident von Amerika beschäftigte vor einiger Zeit einen englischen Lant „Britannia“, der zu Reklamazwecken nach Washington gebracht worden war. Damit fertig, wollte er, statt dem üblichen Seitenausgang zu benutzen, durch das Mannloch am Dache des Lants heraustrischen. Das Publikum sah den Kopf des Präsidenten erscheinen und brach in betäubenden Jubel aus! Durch diesen Zufall unsicher gemacht, griff Wilson nach einer Stütze, faßte aber verfehlend eine geheizte Röhre und verbrannte sich die linke Hand recht gründlich. Mit Hilfe der Befragung des Lants wurde der Präsident aus dem Monstrum herausgeschleppt und begab sich sofort in Behandlung. Der Arzt bezeichnete die Verwundung als „äußerst gefährlich“. Das war der Grund, weshalb er seine Propagandareise zugunsten der dritten „Freiheits-Anleihe“ nicht antreten konnte.

Wer schlafen will, muß Kautions zahlen. Auf einem sonderbaren Einfall sind die Hotelbesitzer in Nürnberg gekommen. Die Diebstähle in den Hotels dort nahmen so sehr überhand, daß man sich keinen Rat mehr wußte. Schließlich haben sich die Besitzer dahin geeinigt, nur noch ihnen bekannte Gäste aufzunehmen, von allen anderen aber, die übernachten wollen, je nach ihrem mehr oder weniger Vertrauen erwerbenden Eindruck eine Sicherheit bis zur Höhe von 100 Kronen zu erheben. Erst anderen Tags erhalten diese Gäste ihre Kautions zurück, nachdem das Personal sämtliche Fremdenzimmer genau revidiert hat, ebenso das Geschirr, die Wäschekübel usw. in den Frühstücks- und Speisekellern.

Liebe erweckt Liebe.*

Original-Roman von H. Courths-Mahler. 2. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.) Copyright 1914 by Greiner & Comp., Berlin W. 30. Uebersetzung in fremde Sprachen vorbehalten.

Lorch und Bärchen stellten innerlich ärgerlich fest, daß das Kleid ihrer Kusine von dem ihren ganz gewiß nicht in den Schatten gestellt werden konnte. Dazu kam noch, daß Fees elegante Gestalt und ihre graziosen Bewegungen die Robe noch viel besser zur Geltung brachten.

Eine Welle blieb es still. Endlich brach die Hofrätin, die sich zuerst schalt, das Schweigen.

„Du hast wirklich ein unglaubliches Geschick, Fee, das muß man dir lassen. Das Kleid sieht ganz frisch und neu aus“, sagte sie lauerlich.

„Ach, ich finde, der Rock ist zu eng, du hast juwiel herausgeschnitten“, kritisierte Lorch, sich mühsam fassend.

Felicitas sah sie ein wenig überlegen an.

„Ich wette, er ist keinen Zentimeter enger, als der deine neuen Kleides“, antwortete sie ruhig.

„Aber die Armelegantur ist zu breit nach meinem Geschmack!“ rief nun Bärchen, die sich wütend eingestehen mußte, daß Fees entzückend ausah.

„Das ist, um den Anlaß zu vermeiden, so schreibt die Mode es vor“, erwiderte Felicitas.

„Mein Gott! Du müßtest Schneiderin werden bei deiner Veranlagung!“ rief Lorch, ihr kurzes Näschchen hochmütig emporhebend.

Fee wußte, daß man sie nur tranken wollte. Das war sie schon gewöhnt. Aber die Hoffnung, bald aus diesem Hause hinauszukommen, wo man ihr nur widerwillig und nur der Leute wegen eine Heimat bot, ließ alles an ihr abgleiten. Sie konnte lächeln.

„Nun — warum nicht Schneiderin?“ fragte sie im leisen Übermut. „Wer weiß — vielleicht nütze ich einmal mein Geschick praktisch aus und gründe einen Modestalon. Das ist nichts neues mehr. Es gibt viele gebildete Damen, die sich damit ihr gutes Brot verdienen. Neulich habe ich sogar gelesen, daß die Witwe eines englischen Lords einen Modestalon eröffnet hat. Sie will ein Vermögen damit verdienen.“

Die Hofrätin sah sie strafend an.

„Aber Fee, solch ein Gedanke! Das mag doch eine sonderbare Idee sein. In den Zeitungen steht viel, was nicht wahr ist. Die Tochter des Generals Wendland sollte so etwas nicht einmal denken, viel weniger aussprechen.“

Fee strich sinnend an ihrem Kleid herab.

Sie dachte, daß sie sich wohl längst auf eigene Füße gestellt und sich mit ihren geschickten Händen einen Wirkungskreis geschaffen hätte, in dem sie sich, unabhängig von Standesvorurteilen, ihr Brot verdienen konnte, wenn eben nicht die Gewißheit, daß sie bald Harry Fortis Gattin sein würde, sie davon zurückgehalten hätte. Nur die Gewißheit, daß sie nur ein Jahr oder weniger mehr bei ihren Verwandten leben würde, hatte ihr das Dasein in ihrem Hause erträglich werden lassen. Ohne diese Hoffnung hätte sie längst ihre Flügel geregt und sich auf eigene Kraft gestellt — gleichwohl, ob mit oder ohne hofrätliche Erlaubnis.

„Ist denn die' Gedanke ein Unrecht, liebe Tante? Ich muß dir sagen, daß ich mich nicht scheuen würde, ihn auszuführen, wenn — nun ja — wenn ich nicht in eurem Hause Aufnahme gefunden hätte.“

Die Hofrätin legte erregt ihre Handarbeit weg.

„Gottlob, daß wir dich davon behütet haben. Du weißt wirklich nicht, was du sprichst, Fee. Dem Vater würde sich im Grabe umdrehen, könnte er dich hören.“

Fee kuschte leise. Aber dann stog ein sonniges Lächeln über ihr Gesicht.

„Ach, Tante Laura — Papa war ein fröhlicher Augenblicksmensch, der solche Fragen niemals tragisch genommen hätte. Trotzdem er mit Leib und Seele Soldat war, hatte er doch einen leisen, demokratischen Einschlag. Ich glaube nicht, daß er so entsetzt wäre, wenn er hörte, daß ich lieber mein Brot mit ehrlicher Arbeit selbst verdienen, als Euch zur Last fallen müßte. Ich weiß doch, daß ich das tue — Ihr seid ja selbst nicht vermögend.“

Die Hofrätin sah vornehm an der Nase herab.

„Beenden wir dieses Thema, Fee! Ich fühle mich in deinem Vater, meinem Bruder, getränkt, dadurch, daß du ihm demokratische Ansichten andichtest. Du selbst schienst leider Gottes solche zu haben, was für die Tochter eines Generals sehr beschämend ist. Nie wieder will ich so etwas hören. Wenn wir auch nicht reich sind — lieber schränken wir uns alle noch mehr ein, als daß wir erlauben würden, daß du derartigen Gelüsten nachgibst.“

Fee sah auf ihre zarten, edelgeformten Hände herab, die so sorgsam gepflegt waren, und ausahen, als sei ihnen jede Arbeit fremd.

Sie dachte, daß sie schwerlich diese Erlaubnis einholen werde, wenn ihr Leben nicht ohnedies bald in andere Bahnen gelenkt würde. Aber sie schwieg. Wozu sollte sie Tante Laura noch mehr ärgern, mit ihren Ansichten?

Sei nicht böse, Tante Laura, ich werde es ja auch nicht tun. Es war nur so ein Gedanke, weil es doch schade ist, daß ich ein Talent nicht ausnützen kann, das einer anderen vielleicht ein Schatz sein würde.“

Bärchen lachte spöttlich auf.

„Aber Fee, sprich doch nicht gleich von einem Talent! Es ist doch höchstens eine Fingerfertigkeit.“

Fee lächelte.

„Gut, Bärchen, nennen wir es so. Aber nun entschuldigt mich, bitte. Ich will dies Festkleid ablegen und in meinem Zimmer die Spuren meiner Tätigkeit entfernen.“

Damit ging sie hinaus.

„Fee ist ein sonderbares Geschöpf, Mama. Was die zuweilen für Einfälle hat“, sagte Lorch kopfschüttelnd.

„Und unverschämte ist sie obendrein. Sie spricht immer in einem so überlegenen Ton mit uns, als wären wir vor ihr abhängig, nicht sie von uns. Hast du ihr molantes Lächeln bemerkt, Mama? Ich finde, sie nimmt sich ziemlich viel heraus“, erwiderte sich Bärchen unmutig.

Die Hofrätin hob vornehm die Hand.

„Keine Emotionen, Bärchen! Eine Dame soll sich niemals erregen. Lassen wir Fee jetzt beiseite. Ich möchte etwas anderes mit Euch besprechen. Ihr wißt, welche Hoffnung ich auf das morgige Ballfest setze. Und ich möchte Euch nochmals ermahnen, recht vernünftig zu sein. Herr Ritter verkehrt nun schon seit einem Jahre bei uns; ich weiß ganz bestimmt, daß er in keiner anderen Familie so oft zu Gaste ist, als bei uns — ich meine, ohne festliche Anlässe. Er hat mir selbst gesagt, daß er die Absicht hat, zu heiraten. Mir scheint, er wäre nicht abgeneigt, eine von euch zur Frau zu nehmen, wenn man es ihm bequem machen würde. Solche Herren, die schon die Mitte der Dreißig über-schreitenden Schritt zu tun. Also seid klug! Und vor allem — kommt einander nicht ins Behege. Sobald eine merkt, daß er sich mit der anderen beschäftigt, muß sie sich zurückziehen. Ihr wißt, Ritter ist ein sehr, sehr reicher Mann! Man schätzt ihn als Millionär ein. Ich brauche euch wohl nicht zu sagen, daß es für uns alle von Vorteil wäre, wenn Ritter durch Familienbande an uns gefesselt würde. Ihr seid zwanzig und einundzwanzig Jahre alt, und es wird Zeit, daß ihr euch verheiratet.“

Die Schwestern hatten verstanden geschert.

„Aber Mama! Hans Ritter ist so schrecklich langweilig, so ernst und gründlich. Es ist schwer, ihn zu fesseln“, meinte Lorch.

„Wenn es leicht wäre, brauchte ich euch nicht erst Verhaltungsmaßregeln zu geben. Aber bedenkt, da ihr immerhin Chancen habt, eine glänzende Partie zu machen. Ich habe beobachtet, daß er sich selten mit einer anderen Dame beschäftigt, die als Frau für ihn in Frage käme, außer mit euch. Also seid klug, nützt eure Chancen.“

„Und wenn uns nun Fee dazwischen kommt?“ fragte Bärchen.

(Fortsetzung folgt.)